

Der Halbwild : Erzählung

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **15 (1911-1912)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Halbwild.

Erzählung von Alfred Suggenberger.

I.

Der Schäfliwirt Senn in Tischenloo stand am Fenster und ärgerte sich. Er ärgerte sich über die schweren Heufuder, die scheinbar ohne Räder hart am Hause vorbeischwankten, so daß die fast zu ebener Erde gelegene Wirtsstube von ihnen jeweilen für einen Augenblick verdunkelt wurde; er ärgerte sich über das neben ihm in der Fensternische hängende Wetterglas, dessen Quecksilbersäule beharrlich fiel, so daß selbst die gleichgültigeren Bauern im Dorfe und auf den Höfen den Sonntag Sonntag sein ließen und zu ihrem Futter sahen. Den verdrießlichsten Ausdruck aber nahm sein säuberlich rasiertes Gesicht an, wenn er etwa einen verstohlenen Seitenblick nach dem kaum zur Hälfte besetzten Ecktisch hinübergleiten ließ. Außer einem fremden Händler, der sich nach fetter Viehware erkundigt hatte, waren bloß ein paar Kleinbauern da und der Samuel Kläui im Hinterdorf, der wegen einer blessierten Hand nicht schaffen konnte. Den Schuhmacher Gräflein, der sein Lieblingsplätzchen im Winkel besetzt hielt, rechnete der Schäfliwirt gar nicht; denn der pflegte den ganzen Nachmittag bei einem Dreierlein Weißwein zu sitzen.

Den wenigen Gästen schien es in der großen, leeren Stube selber nicht recht behaglich zu sein, keiner getraute sich, laut herauszureden. Da war es denn doch an anderen Sonntagen viel bequemer, seine besondere Meinung zu haben und etwas über den Tisch hinweg in den Tabakrauch hinein zu behaupten, wenn alle Stühle besetzt waren, und wenn man vor dem Klopfen der Kartenspieler und vor dem Lärm der laut durcheinander schwakenden Nachbarn kaum sein eigen Wort verstehen konnte.

Es dauerte nicht lange, so ärgerte sich der Schäfliwirt auch über seinen Ärger. Er nahm einen Anlauf, sich in vernünftiger Weise mit den Verhältnissen abzufinden und gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Die gute Miene übte er nach der Straße hinaus sorgfältig ein; sobald sie sich auf seinem Gesicht genügend festgesetzt hatte, wandte er sich zu seinen wortkargen Gästen und ließ sich breit zwischen dem Kläui und dem Pächter Merk vom Wieshöflein nieder.

„Wenn morgen die Welt untergeht, so kommt auf dem Ebenhöch nicht ein Hälmlein Heu zu Schaden“, sagte er mit unverhehltem Spott in der Stimme. „So viele Fuder sind in unserem Gemeindlein noch nie an einem Sonntag eingebracht worden. Die Religion nimmt zu, seit wir an das neue Geläute in Kirchauen steuern müssen.“

Der Schuhmacher Gräflein drehte das vor ihm stehende Glas zwischen den Fingern, das er nach seiner Gewohnheit mit der einen Hand umfaßt hielt, als ob er sich den Inhalt warm halten wollte, und sagte, ohne

vom Tisch aufzusehen: „Wer das Vieh anbindet, der hat ihm für anständiges Futter zu sorgen; das ist auch eine Religion. Gut Heu machen kann man nur, wenn die Sonne scheint.“

„Ich denke, es wird noch lange nicht aller Tage Abend sein“, meinte der Schäflwirt etwas klein beigehend.

Jetzt mischte sich auch der Samuel Kläui ins Gespräch. „Zuhauen jag' ich! Was sie heut einbringen, ist geschenkt! Der Kalender behält recht diesen Sommer, wir bekommen eine Regenwoche. Der ganze Nachheuet wird schlecht, verweist mir's!“

„Wird bodenschlecht, alle Zeichen sind dafür!“ bestätigte der Schuhmacher Gräflein schnell. „Der Vitus hätte die Gelte nicht ausleeren sollen:

Regnet es am Vitustag,
Regnet's einunddreißig Tag.

Hab' ich den Bauern nicht die ganze Zeit an die Köpfe geredet: Mähder einstellen! Mähder einstellen! Alle Mann auf Deck, wenn das Wetter den Guten hat! Aber ihr auf dem Ebenhöch wollt immer gern die ganze Arbeit allein ershinden, um ein paar Rappen Lohn zu sparen. Paßt auf, der Geuder hat den Sparer allzeit bei der Nase geführt.“

Der Kläui richtete sich ein wenig im Stuhle auf. Seine unruhigen grauen Augen glitten an dem Männlein im Winkel auf und nieder, als staune er über dessen Dreistigkeit.

„Narr du!“ plakte er endlich grob heraus. „Dir kann niemand auf dein Suppenloch sitzen! Aber wo der Haken ist, davon schweigst du säuberlich still! Leute anstellen! Ja! Eben das! Stell' dann Mähder an, wenn welche da sind! Einer sagt es zum andern, es ist die wahre Not! Besonders für einen, der nicht selber zugreifen kann.“ Seine Stimme überschlug sich fast. „Stell' dann Mähder an, wenn der Halbwild' an der Landstraße unten schafft!“

Der Schäflwirt und der Pächter Merk nickten sich beistimmend zu. Der Schuhmacher Gräflein drehte eifriger an seinem Glase und sah in den Tisch hinein. Eine kleine Verlegenheit war auf sein Gesicht gekommen, und doch schien es wieder, als ob er sich Mühe geben müßte, ein Lächeln zu unterdrücken.

Der Kläui beobachtete ihn blinzeln. „Meinst wohl, ich seh' den Schelm in dir die Hörner nicht hinausstrecken? Du mußt heimlich lachen, wenn uns der Streiff einen Tört antut. Aber wart nur, dem wird das Maß auch einmal voll!“

Er kam plötzlich in Hitze und schlug mit der gesunden Hand auf die Tischplatte, daß die Gläser tanzten. „Eine Schande ist's, daß man dem zusehen muß! Seit der Halbwild' die Wegknechtstelle hat, wird's mit

jedem Jahr schlechter, keinen einzigen rechten Steuer bekommen wir auf dem Ebenhöch zu sehen.“

„Höchstens ein paar windige Herbergsbrüder, denen man den Schnaps auf eine Stunde weit anriecht“, ergänzte der Schäfliwirt trocken. Das werd' ich ja am allerbesten wissen. Wenn der Streiff drunten an der Arbeit ist, und es kommt ein Landsfremder des Weges und zeigt nach den äußersten Häusern von Neurütti hinauf: ob da etwas los sei, und ob etwa noch gute Höfe dahinter lägen, dann sieht er sich den Burschen erst über die Achsel weg ein bißchen an. Ist's ein tüchtiges Knechtlein mit redlichem Gesicht und verwerkten Händen, dann heißt's: „Hä, wenn Ihr halt auf der richtigen, rechten Welt nirgendwo einen Unterschlupf bekommen könnt, dann geht in Gottesnamen ins Ebenhöch hinauf.“ Riecht er aber einen gutfärbigen Fechtbruder, dann kann er nicht genug rühmen, wie's da oben wohl aussehe, er möge ja keine Haustüre übergehen! Und weiter hinten, in Tischenloo und in den Nebenorten, da sei es noch besser. Stockbauern, Hofnarren, denen man alles auf den Hals binden könne. — Wenn er gar zwei oder drei solcher Tagdiebe auf einmal hinauf weisen kann, dann bleibt er für einen Augenblick an der Hacke stehen, stopft sich ein Pfeifchen und sieht den Kunden vergnüglich nach.“

Da der Schäfliwirt bemerkte, daß der fremde Händler auch aufmerksam geworden war, wandte er sich mit zutunlicher Mittheilbarkeit an diesen.

„Man weiß es auf dem Ebenhöch immer, ob der Halbwild' auf der Landstraße schafft. Um diese Zeit ist in Neurütti, in Tischenloo und auf den hinteren Höfen kein Hund an der Kette; kein Bauer stellt einen Knecht oder Tagelöhner an, er müßte denn schon ganz arg in der Klemme sein. Denn es heißt auf dem Ebenhöch, der Streiff sei ein Kögli, er sehe den Leuten in den Magen und in die Gedärme hinein, er habe noch nie ein rechtes Kraut passieren lassen.“

Der Schuhmacher Gräflein hielt sein immer gleich volles Glas jetzt mit beiden Händen umklammert und brummelte kleinlaut, halb zu sich selber, etwas in den Tisch hinein.

„Ein Drittel übertrieben, zwei Drittel aus der Luft. Man muß immer einen Sündenbock haben.“

Der Händler strich die Asche von seiner klobigen Zigarre und ließ ein überlegenes Näckeln über sein rötliches Speckgesicht gehen. „So einem Querulanten würde man anderorts eventuell auf die Greifhölzer klopfen.“

„Mit buchlenen Bengeln und mit Hagenschwänzen!“ ergänzte der Kläui schnell. „Es sind Sachen genug parat, er soll sich nur einmal ins Dorf hineintwagen!“

„Das läßt er bleiben“, sagte der Wirt und wandte sich wieder an den Fremden. „Seit bald zwanzig Jahren hat sich der Halbwild' — oder Ganzwild' — weder in einer Kirche noch in einer Gemeinde-Versammlung blicken lassen. Und in dies Wirtshaus oder in den Ochsen in Grasrütti würde man ihn nicht mit vier Pferden bringen.“

„Noch schöner ist das“, berichtete der Kläui eifrig weiter, „eine volle Zuchart Ackerlandes im Schafgarten, mitten in unsrer schönsten Belg, läßt er absichtlich verwildern, bloß um uns damit zu ärgern und in Schaden zu bringen. Bis nach Ischhofen und Zell hinaus hat man das Gespött über unsern Indianergarten. Und wenn ein Bauer von Tischenloo oder Grasrütti briefen will,¹⁾ und der Bankschätzer läuft über die Felder, dann bleibt er jedesmal bei dem verwahrlosten Acker im Schafgarten, von dem der Wind den Distelsamen über den ganzen Gemeindebann trägt, stehen und schüttelt den Kopf: „Etwas mager da herum. Dritte Klasse.“

Der Händler lächelte wieder. „Ein wunderlicher Heiliger“, meinte er. „Eventuell nicht ganz egal im Oberstübchen.“

„Der — und nicht im Senkel?“ Der Kläui machte eine abwehrende Handbewegung. „Der Streiff weiß genau, was er tut. Wenn er die ganze Gemeinde an den Bettelstab bringen könnte — — schlecht genug wär' er dazu.“

Jetzt tat der Schuhmacher unversehens einen tüchtigen Zug aus seinem Glase, stellte es hart auf den Tisch hin und sagte mit plötzlicher Beherztheit: „Du nimmst das Maul zu voll, Kläui! Niemand kann besser wissen als du, wie der Streiff so geworden und warum er dem Dorf und allen Feind ist.“

Der Kläui sah sich nur halbwegs nach dem Schuhmacher um; er verzog den Mund und sagte höhnisch: „Still, sein Advokat hat das Wort!“

Der Schäflwirt nahm dem Fremden gegenüber die Rolle des Erklärenden wieder auf. „Der Streiff ist vor Jahr und Tag hier im Dorf daheim gewesen, zwischen der Käzhütte und dem Schneider Manz. Da ist ihm als Frauengut das verlotterte Heimwesen im Möözli drunten zugefallen, ganz in der Einöde liegt's, und im Holz verborgen. Für gewöhnlich heißt's dort „im Teufelsmoos“. I — was soll ich sagen? Von zwei Höfen war ihm einer zu viel. Acker und Wiesen bringt man immer an Mann; aber mit alten Häusern, das ist so eine Sache.“

Der Händler nickte verständnisinnig. „Wie's halt so gehen kann. Da wird sich im Möözli eventuell der Emdstod' entzündet haben.“

„Ja, wenn das Nest hier im Dorfe nicht besser versichert gewesen

¹⁾ Eine Hypothek errichten.

Haniß, so mundfaul bist du sonst nicht! Hat's etwas gegeben mit des Streiff's Frau?"

„Mit Tod abgegangen,“ bestätigte der Knecht trocken über den Tisch hin.

II.

Während sich die Wirtsstube zum Schäfli nach und nach mit neugierigen Bauern füllte, trank der Schuhmacher Gräflein seinen Dreier leer und machte sich unbeachtet fort. Er stapfte ziemlich eiligen Schrittes durchs Dorf hinaus, auf dem gleichen Wege, den vorhin der Halbwild' gegangen war. Unweit vom letzten Hause bog er in die schmale Güterstraße ein, die sich zwischen der Herrenpünt und den Wiesen zum Schönenbaumgarten hinzieht, und von welcher der gemach zum Walde absteigende Scharrenfußweg abzweigt.

Bald hatte er den langsamer gehenden Streiff auf Sehweite erreicht und holte ihn ein, als er eben in den Scharrenwald einbog. Der Mööslibauer trug die Hände auf dem Rücken ineinander gelegt und sah weder rechts noch links. Er trug den Kopf mit dem dichten, bereits ins Graue spielenden Vollbart stark vornüber geneigt und war so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er sich fast erschrocken umsah, als er die Schritte des Schuhmachers plötzlich dicht hinter sich auf dem mit Nichtennadlen reichlich bestreuten Pfade vernahm.

Dieser tat, wie wenn er ganz zufällig des Weges gekommen wäre. „Guten Abend Hansurech“, sagte er. Es lag etwas wie wehleidiges Bedauern in seiner Stimme.

„'n Abend Schors.“ Der Streiff gab den Gruß gelassen zurück, ohne einen Seitenblick zu tun. Die beiden Männer schritten eine gute Weile schweigend nebeneinander her. Sie schienen weder den Gesang der Drosseln im Dickicht des jungen Tannentwuchses zu beachten, noch das flüßige Sonnengold, mit dem der Sommerabend da und dort die blanken Stämme und den kühlen Waldgrund übergöß.

Der Schuhmacher Gräflein unterbrach das Schweigen zuerst: „Du sieiest ins Leid gekommen, Hansurech.“

Streiff nickte bloß mit dem Kopfe und fuhr sich ein paarmal mit der schwieligen Hand durch den Bart.

„Hat sie leiden müssen?“ fragte Gräflein nach einer Weile, ganz leise, wie man mit zögernder Hand eine Wunde betastet.

„Sie hat leiden müssen“, gab Streiff zurück. Erst als sie wieder eine Strecke weit gegangen waren, setzte er, gleichsam sich selber zur Beruhigung hinzu: „Die letzten Tage ist's besser gewesen. Da hat sie fast die ganze Zeit schlummern können.“

„Warum hast du nie Bericht gemacht?“

„Wen wollte ich schicken? Außer ihrer Schwester, der Mäde, war

doch nie jemand da. Und dann glaubte ich immer, sie werde es diesmal noch überhauen.“

Wieder gab es eine lange Pause. Da hielt Streiff plötzlich mit Gehen inne und sagte hart vor sich hin: „Der Herrgott hat ein Unrecht an ihr getan!“

Er blieb einen Augenblick stehen, wie wenn er sich auf etwas besinnen müßte. Dann raffte er sich auf und schritt schneller aus, kam aber sogleich wieder ins Studieren.

„So ein herzlustiges Mädchen ist sie gewesen!“

Der Schuhmacher blieb geflissentlich um einen Schritt zurück. „Ihr habt recht miteinander gelebt“, sagte er mit tröstlicher Beruhigung. „Dir selber hat sie nie etwas zur Last legen können.“

Da blieb Streiff wieder stehen, wandte sich langsam um und vertrat dem andern den Weg.

„Weißt du das besser? — Ich könnt' dir etwas sagen, du! Ich könnt' dir etwas sagen! . . . Vielleicht lebte sie jetzt noch, die Regine, und wär' guten Mutes, wenn — — — nein, nicht vielleicht: gewiß! . . .“

Die beiden Männer sahen sich zum erstenmal frei in die Augen. Gräfelein erschraf darüber, wie zerfallen und müde der Mööslibauer aussah. Er legte ihm die Hand leise auf die Achsel. „Komm Hansurech! Du mußt es dir nicht selber noch schwerer machen.“

Streiff ließ sich willenlos zum Weiterschreiten bewegen. „Du hast freilich recht; es ist jetzt so.“ Nach einer Weile sagte er wie zu sich selber: „Schon das wenige drückt mich halt jetzt als eine Last: daß ich sie manchmal so grob angefahren habe, wenn sie mir in Treuen den Trost vorreden wollte, wir hingen ja nicht von anderer Menschen guter Meinung ab, und die Ehr' im Wirtshaus und auf der Gasse sei nicht gar so viel wert. — Ach, ich wußte es ja da im Innersten doch, daß sie es auch nie ganz hat verwinden können. Ihr Sterben war kein Spiel; aber in ihrer härtesten Not hat sie mir's bekannt: Alles wollte sie noch einmal durchmachen, wenn sie damit einen guten Tag für mich gewinnen könnte.“

Die beiden gingen wieder eine Zeitlang schweigend nebeneinander her. Nicht weit vor ihnen tat jetzt der Wald gleichsam ein Tor auf, schmal und hochgewölbt; man konnte durch dieses einen Streifen der noch in Sonne stehenden Möösl-Lichtung sehen. Der Halbwild' wies mit lässig erhobener Hand darauf hin. „Da, auf dem Platz haben wir einmal gestanden vor Jahren, als der Bub noch lebte. Und sie hat gesagt: „Durch so ein Tor sollten wir in ein schönes, helles Land hinausgehen können. Weißt, in ein Land, wo alles tot und weg wäre von dem, was uns das Leben verbittert und das Frohsein abgestohlen hat. Wo du stolz und gerad' vor die andern hinstehen könntest: wer kann mir etwas anhaben?“

„Eine Gute ist sie halt gewesen“, sagte der Schuhmacher leise.

„Hättest du nicht mit ihr fortgehen können?“ fügte er nach einer Weile gedrückt hinzu. „Ich meine, weit genug, daß . . .“

Da stand Streiff still und sah ihn verwundert von der Seite an. „Ich — fort?“ Er lächelte sonderbar. „Du wärest auch nicht gegangen.“

Gräflein nickte nur leicht mit dem Kopfe: „Ich weiß schon. Man will halt da leben, wo man daheim ist.“

Sein Begleiter hatte wieder zu grübeln angefangen; er stand hier und da still und fuhr sich mit der Hand über die Stirne. „Immer wieder kommt es halt — das wegen Gerold . . . Sie hat dem Buben Tag und Nacht nachgesonnen. — Achtzehn wär' er geworden diesen Sommer . . .“

Nun schwenkte er plötzlich vom Wege ab und ließ sich schwer auf ein im Schatten der Randtannen stehendes Bänklein niederfallen. Mit knappem Kopfnicken bedeutete er dem Schuhmacher, neben ihm Platz zu nehmen.

„Du mußt es jetzt wissen“, sagte er, indem er sich erst vorsichtig umsah; die Laute schienen tief aus seiner Brust heraufzukommen. „Es bringt mich um den Verstand, wenn ich es niemandem sagen kann!“ Er bog sich vor und flüsterte dem in ängstlicher Spannung Dastehenden ins Ohr hinein: „Du — er könnte noch da sein, der Bub — — vielleicht! — Auf mich allein ist es angekommen . . .“

Der Schuhmacher sah ihn steif an, er konnte nichts sagen.

„Ja! Mach nur Augen: auf mich ist es angekommen! — Schon vorher, eh' ihn die Krankheit angepackt hat, hab' ich mir Tag und Nacht Sorgen gemacht; denn der Bub hätt' im Frühling ins Dorf hinauf zur Schule gehen müssen. Immer kam mir das Wasser in die Augen, wenn ich ihn heimlich ansah in seiner Kinderfröhlichkeit. Er wußte ja von allem nichts. — Als er dann mit bleichem Gesichtlein im Krankenhause in Schmelzach lag — — was kann ich dafür, daß mir manchmal plötzlich der Gedanke in den Kopf geschossen ist: es geschähe ihm wohl? . . . Die Doktoren, beide, haben den Schnitt wagen wollen; damals machte man das noch nicht so oft wie jetzt. Es sei nichts mehr zu verlieren, sagten sie; und wenn das Glück dabei wäre . . . Ich dachte bei mir: was für ein Glück denn? Bis jetzt ist ihm jeder Tag ein Sonntag gewesen. Und wenn er nun zu den Leuten muß? Wird es ihm nicht gehen, wie dem Vögelchen, das halbflügg aus dem Neste fällt? Sie werden hinter ihm her sein mit rohen Worten. Ein Verschupfter wird aus ihm . . . Und wann er älter wird — — wer kann das sagen? einmal könnte er mich mit Augen ansehen — — halt, weißt du: wie die andern! Vielleicht — — nur ein einziges Mal. Was wäre das für mich und für ihn? — Genug: ich habe zu den Doktoren gesagt: „Man läßt die Natur walten!“ . . . Einen Tag nachher hätt' ich's wagen wollen; da war es zu spät.“

Er hielt erschöpft inne. Der Schuhmacher sann nach einem Worte der Beschwichtigung; doch es kamen ihm alle leer und unnütz vor.

„Die Regine hat nie von dieser Sache gewußt“, redete Streiff nach einer Weile weiter. „Aber jedesmal, wenn sie etwas von Gerold sagte, hat es mir einen Stich gegeben. Jedes Jahr, wenn sein Geburtstag herbeikam, hat sie ein Kränzlein von den allerschönsten Wiesenblumen gebunden und auf das leere Bettlein in der Stubenkammer gelegt. Und wenn wir an hellen Sonntagabenden da auf der Bank saßen und die Drosseln im Walde sangen, wie jetzt, dann sagte sie: „Nun würde es der Gerold auch hören.“

Er sah trockenen Auges ins Leere. Über sein hartes, von Falten durchfurchtes Gesicht ging hin und wieder ein Zucken.

„Du hast es nicht leicht gehabt“, sagte der Schuhmacher ernsthaft.

Streiff lächelte bitter. „Glaubst du? — Ja, wegen dem andern — mit dem wär' ich mit der Zeit fast fertig geworden. Halt weil dort unser zwei waren. Sie hat ja recht gehabt, die Regine: man stellt zu wenig auf sich selber ab, man macht sich zu viel aus den Menschen. Und dann weißt, die Arbeit. Auf der Straße schaffte ich besonders gern. Es gingen da oft Leute an mir vorbei mit fremden Gesichtern, Leute, die von allem nichts wußten! Ihr Gruß tat mir wohl im Herzen, denn es klang gar nichts Falsches hindurch. Und ihre Augen bohrten sich nicht in die meinen hinein: bist du ein Schelm oder bist du keiner? . . .

Aber eine Last, die schwerere, hab' ich nie auch nur für einen Augenblick von mir tun können. Das, das allein hat mir den Haß und das Gift ins Herz gegeben! Niemand weiß davon, wie ich in einer dunkeln Nacht mit bösen Gedanken durchs Dorf geschlichen bin. O — sie haben ruhig schlafen dürfen: Die Häuser, die plätschernden Brunnen haben für sie geredet. Der Melkenduft in den Gärten und der Wind in den Pappeln. — Ja, man kann sich selber am wenigsten schäzen: nicht einmal das eine bring' ich zu stand', für das ich mich innerlich verschworen habe.“

Wieder spielte ein Lächeln um seine Lippen. Er wies auf die Mündung einer blanken, alten Pistole, die in seiner Brusttasche versteckt war. „Für den Kläui, weißt! Dafür, daß er meiner Frau einmal, als sie an seinem Haus vorbei mußte, durchs Fenster „Frau Brändli“ nachgerufen hat. S — der Kläui mag ruhig schlafen. Es wär' zu schad' um die Müh'. — Wegen der Religion wär's mir nicht.“

„Du hast es nicht leicht gehabt“, wiederholte der Schuhmacher mit heimlicher Beklommenheit.

Streiff stand jetzt auf. „Es ist mir recht, daß ich dir's bekannt habe. Sonst braucht es niemand zu wissen. Du bist der einzige, der immer zu mir gehalten hat.“

Er hielt ihm die Hand hin. „Weißt, daheim muß ich allein sein. Das Reden hilft nichts. Ich dank' dir aber doch; ich kann jetzt viel fröhlicher zu ihr gehen.“

Gräflein nickte nur leicht mit dem Kopfe. Er sah dem andern nach, wie er fest und sicher auftretend an den rötlich schimmernden, mahdreifen Wiesen und saftiggrünen Kartoffeläckern vorbei auf das stille, kleine Gehöft zuschritt. Dann wandte er sich durch den Wald hinauf langsam heimzu.

III.

Die Frau des Halbwild' schlief seit wenigen Tagen auf dem Friedhofs in Kirchauen, als der Gemeindefchreiber Stocker eines Morgens in sichtlicher Aufregung in die niedrige Stube des Schuhmachers Gräflein trat, die zugleich als Werkstatt dienen mußte, und in der es immer nach Pech und Leder roch. Er trug einen mit amtlichen Stempeln versehenen gelben Brief offen in der Hand und legte ihn dem auf dem Dreibein sitzenden Meister ohne weiteres auf das mit Gerät und Siebensachen unordentlich überlegte niedrige Werkfischchen hin. Der Schuhmacher faltete den Brief zögernd, fast erschrocken, auseinander. Aber kaum hatte er den Inhalt nur flüchtig durchgesehen, schoß er auf und stampfte auf den Boden; dann lief er, den offenen Papierstreifen hochhaltend, wie närrisch in der Stube umher und schrie nach der Nebenkammer hinüber: „Du, Frau! Der Schädeli hat bekennt!“

Der Brief enthielt eine Mitteilung von der Gefängnisdirection in R. an die Gemeindebehörde; ein soeben in der Strafanstalt verstorbenen gewisser J. Schädeli sei vor seinem Ableben aus freien Stücken geständig geworden, am 15. Mai 18. . den Brand in Tischenloo absichtlich gestiftet zu haben, aus Rache dafür, daß man ihn in einigen Häusern grob abgewiesen und ihm ein Unterkommen verweigert habe.

Schädeli war zwar schon damals verdächtigt und gefänglich eingezogen worden; aber er hatte sich über seinen Aufenthalt genügend ausweisen können und war bald vergessen worden.

Der Gemeindefchreiber sagte nun, daß es wohl angezeigt wäre, dem Mööslibauer diese Sache sogleich zu wissen zu tun, obschon er es ja andern Tages in der Zeitung lesen könnte. Es werde dem Streiff nur recht sein, wenn man endlich etwas Definitives wisse. Freilich, die meisten Leute auf dem Ebenhöch hätten ihn ja ohnehin nicht mehr im Verdacht gehabt; am wenigsten zum Beispiel er, Stocker selber. Aber bewiesen sei halt doch nichts gewesen.

Noch ehe er ganz ausgeredet hatte, war der Schuhmacher Gräflein bereits zum Hause hinaus. Mit unbedecktem Kopfe, in Schurz und Pantoffeln lief er, den zerknüllten gelben Briefumschlag in der Hand, durch

die Baumgärten, über Äcker und Wiesen auf dem nächsten Wege nach dem Scharrenwalde hinab. Er sah weder rechts noch links; wenn ihm ein Nachbar, von der Feldarbeit aufblickend, verwundernd nachrief, was denn teufels los sei, gab er immer nur den knappen Bescheid: „Der Schädeli hat bekennt!“

Als der Schuhmacher atemlos mit hochrotem Kopfe auf die Möözli-Dichtung heraustrat, sah er den Streiff nicht weit vom Waldrande Gras mähen. „Hör' auf mit Schaffen!“ schrie er ihn schon von weitem an und lief mitten durch's hohe Gras quer über die Wiese zu ihm hin.

„Da!“ sagte er keuchend, er konnte mit Mühe noch dies Wort hervorbringen.

Streiff las den Brief langsam, Beile für Beile durch und gab ihn dem andern schweigend zurück. Auf seinen harten Zügen hatte sich kaum eine Miene verändert. Er wetzte die Sense und fing wieder zu mähen an. „Schön Futter, nicht wahr?“ sagte er.

Der Schuhmacher stand da mit offenem Mund und Augen. „Hast du alles gelesen?“ fragte er endlich mit kleiner Stimme.

Streiff hielt mit Mähen inne, nahm den Brief wieder aus seiner Hand und las ihn, auf den Sensentworb gestützt, noch einmal durch, langsam und bedächtig wie vorhin.

„Und jetzt?“ fragte er dann und sah Gräflein mit leeren Augen an, so daß der erschrak.

„Und jetzt?“ wiederholte Streiff lauter, seine Stimme zitterte. Plötzlich warf er die Sense in weitem Bogen von sich weg, so daß sie in einiger Entfernung mit der Spitze im Boden stecken blieb. Er zerriß den Brief in kleine Fetzen. „Wenn ihn die Regine noch hätte lesen können — — ja dann. Und der Bub! — — Der Bub würd' jetzt mähen, da, neben mir!“

Er stand selbstvergeffen, nach und nach wie in sich zusammensinkend. Die Tränen rannen ihm über die gefurchten Wangen in den Bart hinein.

Und nun setzte er sich auf die frischgemähte Grasnarbe hin wie ein kleines Kind. Er langte Blumen und Gräser aus der neben ihm liegenden Schwade, stellte sie, ohne daß er wußte, was er tat, zu einem Sträußchen zusammen und legte sie wieder beiseite.

„Achtzehn wär' er jetzt . . .“ sagte er in sich hinein. Er schien sich wieder auf sich selber zu besinnen und drehte sich langsam nach Gräflein um. „Bist du noch da, Schors?“ Als ob er sich vor ihm schämte, stand er rasch vom Boden auf. „Was einem für Sachen in den Sinn kommen können.“ Er schien die große Besorgnis von den Augen des andern abzulesen. „Ach, nun hast du gewiß Angst meinethwegen. Du meinst, es wäre mir nicht recht.“

Er schüttelte den Kopf, es war ein seltsames, überlegenes Lächeln auf seine Lippen gekommen. „Ich habe andere Sachen durchgemacht.“

Damit ließ er den Schwerbeforgten stehen und schritt nach dem Hofe hinüber. Auf halbem Wege sah er sich noch einmal nach Gräflein um, und als er bemerkte, daß dieser ihm folgen wollte, sagte er bestimmt: „Du mußt nicht kommen. Ich stelle nichts an. Ich will bloß die Sache für mich in der Stube überlegen.“

Der Schuhmacher machte sich zögernd den Waldfußweg hinauf. Erst jetzt bemerkte er den sonderbaren Aufzug, in dem er sich befand.

Als er ins Dorf hinein und am Wirtshause zum Schäfli vorbeischnitt, riß der Kaspar Manz, sein Schwager, ein Fensterflügelchen auf und rief ihn an: „He, du, Schorz! Was macht denn der im Möözli? Steigt er nicht aufs Dach vor Freude und wirft Ziegel herab?“

Gräflein besann sich, schwenkte dann nach der Haustüre ein und trat in die Wirtsstube. Er nahm sein Plätzchen am Eckische ein und ließ sich einen Dreier Weißwein geben. Außer seinem Schwager Manz waren noch fünf, sechs Bauern da, darunter auch der Gemeindefchreiber. Alle waren neugierig, wie der Halbwild' den Bericht aufgenommen habe und was er dazu sage.

Der Schuhmacher war nicht gesprächig. Es gebe dem Streiff zu studieren, meinte er bloß. Und man wisse halt eben nicht alles, was da gegangen sei.

Es kamen immer noch mehr Leute herein; das Gerücht von dem seltsamen Ereignis hatte sich schnell im Dorfe verbreitet und war schon bis nach Grasrütti und Gfenn hinausgekommen. Der Schuhmacher saß bald vergessen in seinem Winkel; er drehte sein Glas zwischen den Fingern und hörte zu, was der und jener für Glossen machte. Die einen meinten, der Streiff sei eigentlich selber schuld, daß niemand mehr etwas mit ihm gehabt und daß man das Teufelsmoos abgeflohen habe. Er hätte das ewige Roldern auch einmal aufstecken können. Andere, unter diesen auch der Schäfliwirt, nahmen ihn in Schutz und behaupteten steif, sie hätten ihn nie einen Augenblick im Verdacht gehabt.

Gegen Mittag, als sich die Bauern schon zu verlaufen anfangen, ging plötzlich die Türe weit auf, und der Möözlibauer trat in dunklem Sonntagstaat in die Stube. Er grüßte mit selbstverständlicher Freundlichkeit nach allen Seiten und setzte sich gegenüber dem Schuhmacher Gräflein, geruhig, als ob das sein alter Stammplatz wäre. Er sagte etwas vom Wetter und wie der späte Heuet noch über Erwarten gut ausfalle.

Gräflein konnte nicht recht Flug aus ihm werden. Er blieb einsilbig und mußte immer heimlich den Kopf schütteln. Sogar den Schäfliwirt, der doch sonst für jeden das passende Wort fand, machte der sonderbare Gast etwas verlegen. Er sagte, es freue ihn, den alten Nachbarn wieder einmal

in seiner Wirtschaft zu sehen. Vielleicht komme er „jetzt“ auch wieder hier und da einmal nach Tischenloo herauf?

Streiff gab keinem, der ihn anredete, ein unfreundliches Wort. Daneben trank er ein Glas nach dem andern. Als ihm der Wein schon etwas zu Kopfe gestiegen war, stand er plötzlich auf. Er sagte, er wolle noch nach Grasrütti hinaus; im Döfen, beim Pfister, sei er nun auch schon lange nicht mehr gewesen. Dem Schuhmacher Gräflein, der mit ihm hinauskam, flüsterte er im Hausgange zu: „Du Schors, es ist halt doch schön zu leben, wenn man in Ehren und Rechten ist.“

Der Weibel Spinner, der bald nachher ins Schäfli kam, mußte zu berichten, der Halbwild' laufe im Dorf umher, sehe sich die Häuser und die Gärten an und rede mit den Leuten, wie wenn nie etwas gewesen wäre. Und an seinem alten Hofbrunnen im Winkel habe er Wasser getrunken...

Gegen drei Uhr nachmittags trieb die Neugier den Schuhmacher Gräflein wieder ins Schäfli hinüber. Es hieß dort, man habe den Halbwild' im Ofenn, im Enzenloo und da und dort auf den abgelegenen Höfen gesehen. Dann habe er im Döfen in Grasrütti den Bauern viel zu trinken bezahlt.

Als der Möslibauer gegen Abend wieder ins Schäfli kam, ging er zwar noch zur Not aufrecht, aber der Wein sah aus seinen Augen. Er wurde sogar einmal wehleidig und starrte lange mit wässerigem Blick ins Beere, hin und wieder unbewußt die Worte wiederholend: „Es wäre alles recht... es wäre alles recht...“

Dann raffte er sich mit sichtlicher Mühe auf und gewann nach und nach die Haltung zurück. Er sagte, halb zu Gräflein gewendet, halb in den Tisch hineinredend: „Du — jetzt könnte ich es ihnen sagen, wie das ist und was man sich für Gedanken macht, wenn man zusehen muß, wie das eigene Haus verbrennt. Vorher hätten sie hinten herum mit den Augen gezwinkert: „Seht, jetzt will er sich schön machen!“

Seine Stimme wurde nach und nach stärker. „Das Haus, in dem man von Kindesbeinen an aus- und eingegangen ist und darinnen man sein vor aller Welt geborgenes Nest gehabt hat. — Wenn man zusehen muß, wie sich das wütige Feuer in den Kammern hin- und herwälzt; wenn es in der Stube an den Wänden leckt, wenn der Spiegel herabfällt und die eingerahmten Bilder, vor denen man als kleines Kind auf dem Stuhl gestanden und sich gewundert hat..“

Mitten im Reden hielt er plötzlich inne und wurde wieder einsilbig. Er ließ Wein aufstellen und als sich allmählich wieder mehr Gäste eingefunden hatten, machte er sich einen Spaß daraus, kleine Silberstücke in die Stube hinaus zu werfen und zuzusehen, wie seine alten Nachbarn nach diesen Jagd machten und sich balgten, alles andere über der Begier

vergessend, ja recht viel von der leichten Beute zusammenzuklauben. Dann sah er sich nach dem steif im Winkel sitzenden Schuhmacher um. „Du — achtzehn wär' er jetzt, der Gerold! — Und die Regine hätt' es auch noch erlebt! — Schors — sieh einmal: wegen denen da — — —“ Er sprach die letzten Worte nicht aus, führte dafür das Glas zum Munde.

Es ging schon auf die Nacht, als es Streiff auf einmal einfiel, jetzt stecke seine Sense noch auf der Holzwiese im Boden drin. Unvermerkt war er weg. Der Schuhmacher Gräflein sah ihm vom Fenster aus nach und überzeugte sich, daß er wirklich den Heimweg einschlug.

Aber nach etwa einer halben Stunde brachte der Kaspar Manz aus dem Hinterdorf die Nachricht, der Wegknecht Streiff liege tot in Kläuis Stube. Das Kind, das Unnetli, habe in der Küche Kaffee gemacht, sonst sei niemand im Hause gewesen. Der Kläui selber sei noch am Abend mit Holz nach Kirchauen gefahren. Sie habe auf einmal einen Klaps gehört. Bis sie die Nachbarn herbei gerufen habe, sei es schon mit ihm aus gewesen. Mitten durch die Stirn habe er sich geschossen.

Die Bauern sahen einander an. „Der Kläui kann auch etwas denken dabei,“ meinte einer. Der Schuhmacher Gräflein, der, schon an der Türe stehend, das Wort noch gehört hatte, sagte laut in die Stube hinein: „Wir alle können etwas denken.“

Solothurn.

Der Kanton Solothurn ist ein seiner äußern Form nach recht sonderbares Staatsgebilde. Wenn ein Fünfjähriger, die kommenden Prügel nicht ahnend, die frisch weißgetünchten Wände des Vaterhauses als Zeichentafel brauchend, zehn, zwölf Male neben einander ein eidgenössisches Kreuz zu machen versuchte, so würde vielleicht eine der Figuren, als Kartenskizze aufgefaßt, dem Kanton Solothurn ähnlich sehen. Trotzdem man von verschiedenen Punkten seiner Nordgrenze aus die Tore Basels erblickt, trotzdem er bis gegen Biel und gegen die schweizerische Bundesstadt Bern hin sich erstreckt, trotzdem sein Ostende das Weichbild der Stadt Narau beinahe berührt, gibt es doch kein Plätzchen im ganzen Kanton, von welchem aus man nicht in der Zeit von einer Stunde zu Fuß die Kantonsgrenze erreichen könnte. Der Kanton liegt im Bereiche des Kettenjuras. Mit prächtigen Wäldern, bis zur halben Höhe bewachsen und auf ihren Ruppen die schönsten Weiden tragend, gehen Bergzüge in westöstlicher Richtung durch den Kanton hindurch. Ihre Höhe bleibt fast durchweg unter 1400 Meter. Fehlen ihm auch nicht mächtige, nackte Felspartien, so verleihen ihm doch wechselnde grüne Farben den ureigensten Reiz. Gletscher und ewiger Schnee schauen vom fernen Alpenwall zu ihm herüber. Haben die Alpen das Grandiose des Hochgebirgs, so hat der Jura das Liebliche des Mittelgebirgs. Was die Natur etwa versäumte, das hat in jahrhundertelanger Geschichte das Menschengeschlecht der Landschaft ge-